

Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zur
Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung
 G. m. b. H., Daresalam.

1913. * Nr. 9

Wolferl.

Die Geschichte der „Entführung aus dem Auge Voltes“.

Von Heinrich Penn. (Fortsetzung.)

Mozart und Konstanze lachten laut auf. „Sagte er das?“
 „Ja, meiner Seele, das hat er g'sagt, und da denk' i mir, i geh zum Meister Mozart und trag' ihm mei Witt' vor, was kann er mir denn tun? Fressen wird er mi net.“

„Nein, nein, das wird er nicht“, rief Mozart höchlich belustigt, „wenn du auch ein ganz g'schmadiges Wüberl bist. Aber du gefallst mir, Steyrer Eisenkopf, gehst frisch und schmirstracks auf das Ziel los, gerade wie ich in der Musik, das müssen wir von unseren Bergen haben, gelt? — Na, suche mich halt auf, ich will sehen, was aus dir zu machen ist.“

Brennende Röte färbte die Wangen des Jünglings, seine Augen wurden feucht. Rasch griff er nach der Hand des Meisters, und ehe dieser es hindern konnte, hatte er sie innig geküßt.

„Dank, tausend Dank, Herr von Mozart!“ rief er unter Tränen, „i werd' Ihnen ka Schand' mach'n.“ — Damit ging er.

Mozart sah ihn lange sinnend und mit tiefer Rührung nach.
 „Stanzl“, sagte er dann, „siehst, das hat mir wohl getan, da hab' ich mir eine treue Zeck' gewonnen und — wie mir ahnt — — das ganze Leben.“

Seine Ahnung betrug ihn nicht, bis zum Tode blieb ihm Süßmeier, der spätere Hofkapellmeister, ein treuergebener, hingebungsvoller Schüler, und vollendete nach dem Hinsange Mozarts dessen letztes Meisterwerk — das berühmte Requiem.

Es war Abend geworden, ein echter Maienabend in Wien. Die Lerchen waren verstimmt, Österreichs Donaulerchen, die es im Wappenschild

trägt. Ferne rauschten dumpf und geheimnisvoll die Wogen des Stromes, und über den Donaukanal herüber drang noch der letzte Lärm der ausgedehnten Stadt, winkte wie mahnend der gewaltige Finger des alten Stefandomes.

Nach und nach hatten die Besucher des Praters zur Heimkehr gerufen; besonders die Familien, deren zahlreiche Kinder­schar sich müde gelaufen, kehrten langsam nach ihren oft in den entlegensten Vororten gelegenen Wohnstätten zurück. Sie hatten

sich vielfach auf den grünen Wiesen gelagert, den von der Hausmutter im landesüblichen „Zügger“ mitgebrachten Mundvorrat verzehrt, und vom Ausschank der unterschiedlichen Wirtschaften das labende Bier dazu geholt. Jedes der letzteren selbst war zum Erdrücken voll gewesen, kein Plätzchen im Garten und den engen Stuben leer geblieben, denn damals galt in Wien vor allem die Parole: Leben und leben lassen. Hatte doch Schiller sein Distichon an die Donau:

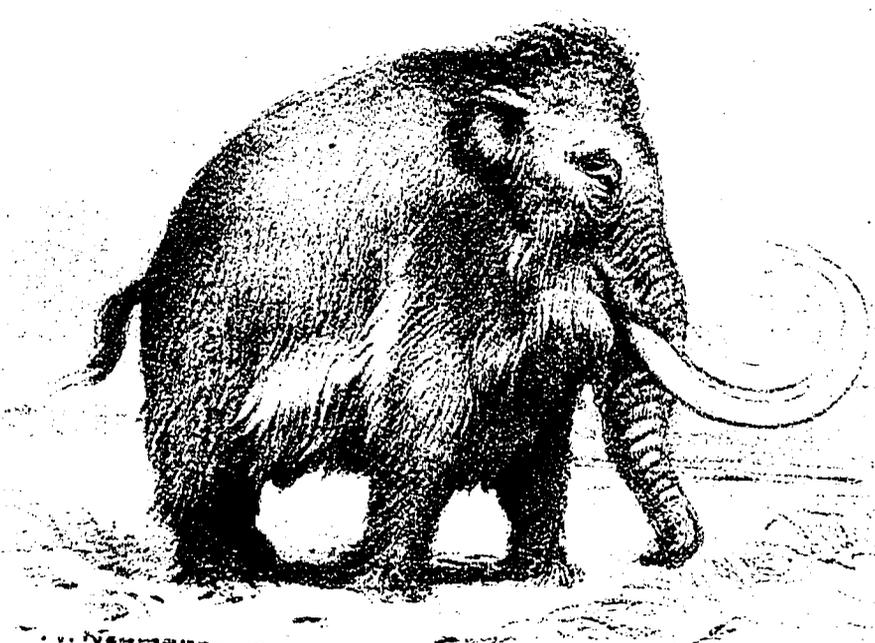
„Mich umwohnt mit glänzendem Aug' das Volk der Phäaken,
 „Zunmer ist's Sonntag, es dreht immer am Herd sich der Spieß,“

nicht mit Unrecht geschrieben, und noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Grillparzer das Wort vom „Capua der Geister“ gemünzt.

Aus all den prangenden Auen suchten kostende Liebespäpchen mit geröteten Wangen, trunkenen, feuchten Blicken langsam den Weg nach den heimischen Penaten, all die frischen, süßen Wienermädel mit dem süßlichen Mund und den verlangenden Augen. Zunmer noch klangen einsam fröhliche Lieder, rauschte Musik, juchzten jubelnde Menschenkinder, brannten in den Gasthäusern Lampen und Kerzen und säumten Laternen mit einer leuchtenden Perlenschnur die Ufer des Donaukanals von der Stadtseite her.

Allmählich wurde es stiller, traulicher, nur einzelne lustige Vögel durchquerten noch, auf einer Harmonika oder Gitarre spielend, singend und lachend die Wiesen.

Mozart und Konstanze schritten, stumm und mächtig ergriffen von der Märchenpracht des Maienabends, die Wege entlang. Das Auge des gottbequaden Meisters hing trunken am dunkelblauen Himmel mit der Purpurwoge, die ihn umsäumte und in die er sich zum Schimmer bettete. Dann flammten die Sterne auf, der Mond zog herauf, rings hauchte es Duft und Wohlgeruch; Fliederbüsche und Baumblüten­schmuck füllten mit würzigem Arom



Mammut. Zeichnung von Paul Neumann. (Mit Text.)

die Luft, liebliche Blumen gütten verschämt aus dem Grase, und auf die Lippen Mozarts traten schier unbewußt die Worte des Liedes: „Ach, nur ein armes Weibchen.“

Ruhe war eingekehrt in dies wildbewegte, schon in jungen Jahren so tief und schwer aufgewühlte Künstlerherz. Dort vom Maienhimmel herab taute der lindernde Balsam in seine Wunden, flog aus dem Hauche der würzigen Wiesengründe, flatterte als Schmetterling, summt als Käferlein um sein Antlitz, klang aus

den ferne verstimmenden Akkorden der Sonntagslust. Er hörte und fühlte die Zauberstimmen und Mahnungen des Friedens und lauschte mit offenem Ohr beseligt den heiligen Tönen im Innern, die durch seine Musik unsterblichen Ausdruck erhalten sollten.

Hand in Hand, Aug' in Aug', Herz an Herz — so wandelten die beiden glücklichen Menschenhinder dahin, denn sie hatten ja auf der ganzen Welt nur eines: sich selbst, fühlten nur eines: den Schlag ihrer Herzen, hörten nur eines: die himmlische Sinfonie ihrer Liebe.

Und immer tiefer sanken die Schatten des Abends, immer lauter pochten die Herzen, immer heißer glühten die Wangen, leuchteten die Blicke, und in einem langen seligen Kusse unter Gottes weitem Himmel mit seinen ewigen Sternen lagen die Lippen weltvergeßend aufeinander.

Da verschwanden Himmel und Erde, zwei Worte nur tönten, doch sagten sie alles und waren zwei Hymnen: Mein! — Dein!

2.

Das damalige Opernhaus in Wien hieß das Kärntnertheater, weil es diesem Stadttore zunächst stand. In früherer Zeit nur eine Bretterbude, war es im Jahre 1709 vom Magistrat neu erbaut und mit einem Privilegium versehen worden. In diesem Hause trieb der Hanswurst mit der Stegreifkomödie fast durch ein halbes Jahrhundert sein Unwesen. Im Jahre 1761 brannte das Theater ab, da bei der Vorkellung des Stückes „Don Juan oder der steinerne Gast mit Hanswursts Lustbarkeit“, als der Held von Teufeln in die brennende Hölle gestürzt wurde, die Bühne Feuer fing und dann das ganze Haus in Flammen ausging. Ein Kaffier mit Frau und Kind fanden darin den Tod. Nun laute der Hof den Grund und die Trümmer des Hauses und ließ einen soliden Theaterbau entstehen, das neue Kärntnertheater, das 1763 eröffnet wurde, und in welches 1770 die Oper einzog, um später dort ausschließlich zu herrschen.

In dem Gäßchen links vom Theater, welches damals das Komödiengäßchen hieß und heute den Namen Mansfeldergasse führt, befand sich der Eingang zur Bühne und demselben gegenüber leuchtete der einladende Schein der kleinen roten Gardinen des Komödienbierhauses, welches — von großer lokalhistorischer Bedeutung für das Wiener Theaterwesen — auch die Bezeichnung „Zum lustigen Bruder“ führte, wie der Herbergsvater, der damals diese Schenke hielt, der „Wivatbruder“ genannt wurde.

In einem Abende sehen wir Mozart von der Seilerstätte kommen, dann die Krugergasse durchschreiten, die Kärntnerstraße überqueren und in das Komödiengäßchen einbiegen. Er zog einen Papierstreifen aus der Tasche und warf noch einen Blick darauf. „Es ist kein Zweifel“, sagte er vor sich hin, „der Zettel ist von Schikaneder. Der unverbesserliche Schlemmer ist wieder in Wien und will mich im Komödienbierhaus, wo er noch andere Direktionsgeschäfte hat, sehen und sprechen. Das Lokal wie die Leute sind zwar nicht nach meinem Geschmack, aber in der Not tröstet der Teufel Fliegen, mithin auch die berühmten Engagements-Kreuzerwürstel des „Wivatbruders““

Das erste, was sich den Blicken des Eintretenden bot, war ein gewaltiger Käfig mit einem Holzgitter, den geheiligten Raum der „Schant“ einschließend. Hier waltete ein Kaiser seines wichtigen Amtes, indem er mittels der zahlreichen blanken „Zimente“ (amtlich untersuchte und gestempelte Geschirre behufs Betrunkenausmaß), die ringsum hingen, das gewünschte Labfal zuteilte. Hinter ihm in einer Ecke, die Hände unter der blauen Schürze, das grüne Samtkäppchen auf dem Haupte, schlummerte der wohlgenährte Wirt.

Die liebe Sonne konnte für das Komödienbierhaus nichts tun und das Tageslicht war in diesen Räumen eine unbekannte Größe. Die spärliche Beleuchtung ging von Anschlitzkerzen aus, die in hohen messingenen Leuchtern staken, welche mit einem Schuber zum Höherstellen des Lichtes, am Fuße mit einem Becher zur Aufnahme der als Fidibus dienenden Späne und mit der unvermeidlichen, vorsorglich an einem Netzen befestigten Lichtputzschere versehen waren. An den Wänden herum lief eine dunkel gebeizte Holzverkleidung, welche zugleich als Rückenlehne für die mit schwarzledernen Kissen belegten Bänke diente. Letzteren entsprachen auch die auf massiven Füßen ruhenden Tische, deren Platten Glanz und Färbung mehr dem steten Gebrauch, als einer Politur verdankten, und die schwerfälligen, mit zahlreichen Messingnägeln beschlagenen Sessel, deren stämmige, gewundene Füße und hohe gepolsterte Lehnen gewiß ein größeres Gefühl der Sicherheit verliehen und bequemer waren, als die schwindstüchtigen gekragenen Rohrgeflechten unserer Tage.

An Schmutz war hier nicht viel zu sehen. Von der Mitte der gewölbten niederen Decke hing ein Lüster, dessen Arme aus einzelnen Kristallglasprismen bestanden, die aber von Staub bedeckt, hier und da nur mehr ein schläfriges Blinzeln zeigten. In einer Ecke war ein Christusbild, mit Palmenzweigen bedeckt, be-

festigt, in einer andern stand eine hohe Wanduhr mit einem Kasten aus gefladertem Holz und an der einen Wand hing ein erblindeter venezianischer Spiegel, dessen Rahmen aus kunstreich verschörkstem Glasfluß bestand.

Das war die erste Wiener Komödianten-Herberge. Dorthin kamen jene Schauspieler aus der Provinz, welche plaziert zu sein wünschten, jene Direktoren, welche brauchbare Leute für sich anwerben wollten. Der bürgerliche Bierwirt Franz Niebl, damals Besitzer dieses Bierhauses, war ein höchst origineller und lustiger Patron. Er hatte die Gestalt einer Viertonne von schier unmeßbarem Umfange, ein Vollmondgesicht, das ewig lächelte und aus welchem mühsam die kleinen Auglein blinzelten. Er fand nicht allein durch die starke Frequenz seiner Schenke reichen Gewinn, er pfuschte auch den Theaterintendanten mit sehr vielem Geschick ins Handwerk. Er übernahm nämlich das Vermittlungsgeschäft zwischen den Unternehmern stehender oder wandernder Bühnen und jenen Schauspielern, welche Engagements suchten, war somit der erste Wiener Theateragent, der vor vielen heutigen Agenten noch das voraus hatte, daß er jenen Schauspielern, welche sich über ihre Persönlichkeit und Leistungen hinlänglich auszuweisen vermochten, nicht nur auf Rechnung künftiger Anstellung Wohnung, Speise und Trank kreditierte, sondern ihnen selbst mit harter Münze als Voranschuß unter die Arme griff. Niebl, der das Komödienwesen seiner Zeit aus dem „Effeff“ verstand, vereinbarte daher gar viele Kontrakte, und da solche bei einem Glase Wein immer mit einem Lebehoch abgeschlossen wurden, nannte ihn der Volksmund den „Wivatbruder“.

Als Mozart in das Lokal getreten war, überblickte er forschend das Gewühle von Theaterdirektoren und Schauspielern.

„Servus amice!“ tönte in diesem Augenblicke eine kräftige Stimme. Ein Gast erhob sich hinter einem der vollbesetzten Tische und kam auf den neu Angekommenen zu. Das war der Theaterdirektor Emanuel Schikaneder, ein großer, robuster, von Gesundheit strotzender Mann, der mit seiner hochgewachsenen schönen Persönlichkeit immer bedeutende Wirkung auf der Bühne erreichte. Dabei war er voll Wit und Laune, ein vortrefflicher, überall gern gesehener Gesellschafter, jedoch ein Schlemmer und Schmarotzer.

„Schön, daß du gekommen bist, Wolferl“, rief er freundlich, „jetzt setze dich nur gleich zu mir. Geniere dich nicht vor dem Komödiantenvolke, ich muß unter dem Histrionenpack einige brauchbare Kräfte für mein Theater suchen und das treffe ich auch ohne den Wivatbruder.“

„Na, Herr von Schikaneder, geb'n Sö's net so nobel“, sagte der Wirt, der mittlerweile erwacht war. „Sö hab'n oft grua durch mein Aufschamant (Engagement) Ihuere besten Leut kriagt.“

„Ruhig, Komödiantenschwürler!“ rief Schikaneder, „bringe lieber eine Flasche Wein vom Besten, den du hast, altes Bierfaß.“ Brummend entfernte sich Niebl.

„Kruzitürken, der will heut' aber hoch hinaus“, stichelte vom Nebentische ein kleiner, runderlicher Mann mit einem roten freundschaftlichen Gesichte, „mir scheint, dem ist wieder das Geflügel in Kopy g'stiegt.“

„Was soll das heißen?“ rief Schikaneder erzürnt zum Theaterdirektor Scherzer aus Wiener-Neustadt, der diese Bemerkung gemacht hatte, hinüber.

„No, ich hab' denkt, du hast wieder so ein Stuck im Kopy, wie das in Preßburg war, wo die Personen lauter Halvner und Hendlu waren und eine Gans die Hauptroll g'spielt hat.“

Schikaneder war wütend. „Geht es dich etwas an?“ fuhr er zornig auf.

„Mich nicht, aber deine Gesellschaft, denn die Ausstattung hat so viel Kost, daß du umg'worfen hast, wie die g'passige Wadhendikomödie durchg'fall'n ist. Heißt aber auch eine Idee, in Preßburg ein Ganserstück aufzuführen, dort, wo ja die Gans zu Haus sind, so daß die dortigen Juden schon seit der Kaiserin Maria Theresia alle Jahr zu Martini ein paar g'stopfte koschere Ganserlu als Huldigung bei Hof überreichen.“

Schikaneder blieb dem Spötter nichts schuldig.

„Höre, Scherzer, weißt du, was man sich von dir erzählt? Da ist ein fremder Musiker durch Wiener-Neustadt gekommen und hat das Theater besucht. Du hast ihn natürlich gefragt, was er von deinem Orchester halte. Er meinte, die Leute spielen recht gut, aber alles zu hoch. Und was tatest du, weißer Daniel, he? Am andern Tag hast in deinem Orchester alle Sesselfüße unten abschneiden lassen, damit die Musiker niedriger spielen.“

Wiederndes Gelächter erscholl von allen Seiten.

„Schon gut, du fetter Vielstraß“, entgegnete Scherzer zornig, „und weißt, was ich noch g'tan hab? Ich hab', so lang ich Theaterdirektor bin, lieber trockenes Brot gessen, als daß ich meine Gesellschaft häß' Not leiden lassen. Aber ich kenn' g'wisse Leut', die preassen und schwelgen und dafür ihren Mitgliedern die Schandgag' schuldig bleiben.“

„Meinst du mich?“ donnerte Schikaneder und erhob sich.
 „Wen's juckt, der krake sich.“
 „Du, das sage nicht noch einmal!“ drohte Schikaneder.
 „Fürcht' mich nicht, wenn du dich auch gern den großen Emanuel schimpfst, soll eigentlich nur der lange heißen.“
 Da mischte sich der Herbergsvater dazwischen. „Ruhig, meine Herrn, in mein' Lokal wird net g'stritten oder gar g'raut.“
 Mozart hatte mit sichtlichem Widerwillen die Szene übersehen.
 „Mache dir nichts daraus, Wolferl,“ begütigte ihn Schikaneder, „das sind so die harmlosen Späße zwischen Theaterskandalen-Kutschern. Jetzt aber sage mir, was macht dein braver, würdiger Vater, bei dem ich so oft zu Gast war, als ich bei euch in Salzburg noch als Komödien-Oberbunze fungierte?“
 „Ach, lieber Schikaneder, mit meinem guten Vater, den ich doch so voll aus ganzem Herzen liebe —“
 „Weißt es und wer wüßte es überhaupt nicht? Doch weiter.“
 „Ich stehe jetzt leider nicht gut mit ihm.“
 „Was du sagst! Aber das ist ja schier nicht zu glauben.“
 „Und doch ist's so. Der sonst ganz ausgezeichnete Mann ist in einem Punkte, durch die engen Verhältnisse in der kleinen Stadt beeinflusst, unglaublich beschränkt. Nach all der Schmach und Niedrigkeit, die der Fürstbischof von Salzburg und sein Oberkammermeister, Graf Arco, mir angetan, verlangt er allen Ernste, ich soll mein Entlassungsgesuch zurückziehen und wieder in die alte, erbärmliche Sklaverei nach Salzburg zurückkehren.“
 „Nein, nein, Mozart, das kannst, das darfst du nicht!“
 „Keinlich kann ich's nicht und das begreift der gute alte Mann nicht. Ich habe ihm geschrieben: Vater, es gibt auf die von jener Seite an mir begangene Erniedrigung nur eine Antwort: Das Herz abelt den Menschen.“
 Schikaneder drückte ihm herzlich die Hand. „Braver Mensch, edler Mensch!“ sagte er gerührt.
 „Siehst, das hat eine recht schwarze Wolke zwischen uns gehoben, was mich aufs tiefste schmerzt.“
 „Na, laß gut sein; der Alte wird's mit der Zeit schon einsehen. Besonders wenn dir hier ein großer Erfolg gelingt.“
 „Damit hat's noch seine guten Wege.“
 „Wird schon kommen, Wolferl, mußt nur Geduld und Ausdauer haben. Schau mich an, wie oft ist mein Theaterskandalen im Morast stecken geblieben, aber ich habe den Kopf immer oben behalten und mich wieder herausgearbeitet. Na, und nun sage, wie geht es dem deinem herzigen Schwester?“
 „O, mein lieb's Kammerl!“ rief Mozart lebhaft, „das ist noch mein einziger Trost, der kann ich mein Leid klagen und das Herz ausschütten, die wenigstens versteht mich.“
 „Das ist gut und jetzt will ich von Geschäften sprechen. Was deinen Idomeneus betrifft, hat mich der Erfolg desselben auf eine Idee gebracht. Erinnerst dich des Jahres 1779, das uns in Salzburg so oft beisammen fand. Da hatte ich dir den Antrag gemacht, für mich eine komische Oper zu komponieren, die ‚Zaide‘ hieß und eine lustige Entführungsgeschichte behandelte. Du bist auch sofort an die Arbeit gegangen und hattest die Komposition beinahe fertig, da kam der Auftrag für den Idomeneus, und selbstverständlich warst du gleich weg und in München. Es ist ja zu deinem Glück gewesen; ich aber möchte dich fragen: ob du die ‚Zaide‘ jetzt nicht fertigstellen könntest?“
 „Ach will mir's überlegen, lieber Schikaneder. Aber weißt, jetzt gehn doch ganz andre Sachen in meinem Kopf herum. Ich möchte halt in Wien etwas Gutes und Tüchtiges für das deutsche nationale Singspiel schaffen. Da kann mir der Italiener Salieri doch nicht dazwischen kommen.“
 „Na, den kenne ich ja, der ist mit allen Salben geschmiert, zu ihm steht die ganze weltliche Komödiantenbrut, leider aber auch der gedankenlose Wiener, dem eine süße, liebliche, wenn auch inhaltslose Musik, bei der er sich nicht den Kopf zu zerbrechen braucht, über alles geht. Aber Kopf in die Höh', Wolferl! Niemand der Deutsche nicht gewohnt, sich alles schwer zu erkämpfen und haben seine großen Geister nicht alles aus eigener Kraft erungen und geschaffen?“
 Ein neuer Gast trat ein und wandte sich nach einer kurzen Anrede der Anwesenden sofort zu Schikaneder. „Ist's erlaubt, Direktor?“ fragte er mit einem höflichen Grusse.
 „Aber selbstverständlich, lieber Stephanie“, entgegnete dieser und machte sofort Platz. „Das trifft sich ja ganz ausgezeichnet.“
 Damit wandte er sich an Mozart: „Da stelle ich dir einen genialen Komödientreiber vor, Herrn Stephanie, genannt der Jüngere, weil sein älterer Bruder Christian als tüchtiger Bühnendichter dergleichen großes Ansehen genießt.“
 „Geschmeichelt verbeugte sich der also Apostrophirte.“
 „Und hier,“ fuhr Schikaneder, zu dem Angekommenen gewendet, fort, „mache ich Sie mit einem lieben, guten Freunde bekannt, Herrn Amadeus Wolfgang Mozart.“

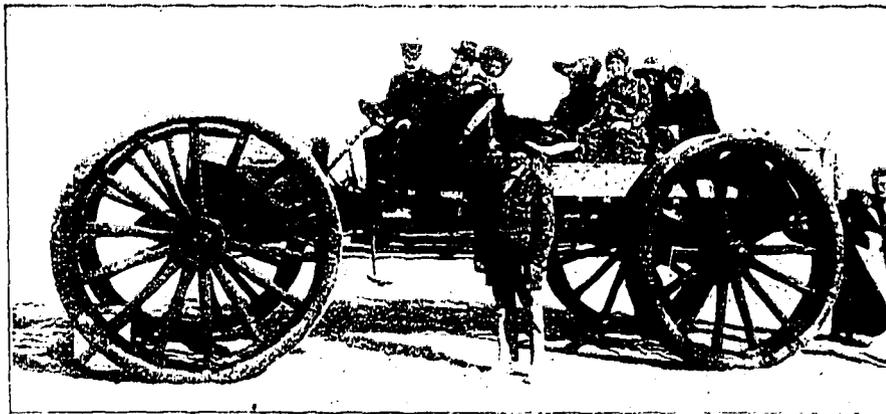
„Ah, ah,“ sagte Stephanie überrascht, „Mozart, der berühmte Musiker, der Komponist des Idomeneus?“
 „Derselbe.“
 Die Vorgestellten reichten sich die Hände.
 „Das freut mich ja außerordentlich, Herr Mozart“, sagte der neue Gast. „Vielleicht ist diese Stunde eine bedeutungsvolle für mich; meine Ahnung sagt mir, daß wir noch in irgendeine künstlerische Beziehung zueinander treten werden.“
 „Ist schon möglich, mein Herr“, entgegnete Mozart lächelnd.
 „Vielleicht schreiben Sie mir einmal ein gutes Operntextbuch.“
 „Hand darauf und abgemacht, mein lieber Maestro“, erwiderte Stephanie rasch. „Wenn's dazu kommt, rechnen Sie auf mich. Es geht ja so viel durch meine Hand, da findet sich wohl etwas Brauchbares.“
 Die Unterhaltung wurde nun sehr angeregt und besonders Stephanie schilderte in seiner lebendigen Weise, wie er seinen Bruder tatkräftig in dessen erfolgreichen Streben, den Hanswurst und die Stegreifkomödie von der Wiener Bühne zu verbannen, unterstützte.
 „Das ist wohl nicht so leicht gegangen,“ meinte Schikaneder, „da die Wiener für den Hanswurst schwärmen.“
 „Gewiß nicht“, antwortete Stephanie. „Es bedurfte bei dem herrschenden Geschmack jahrelanger Kämpfe, bis das Ziel erreicht war. Der erste Wiener Hanswurst (an Stelle des welchen Arlechino) war der Schlemmer Stranitzky, ihm folgte sein Schüler Brechauer, dann tauchte Joseph von Kurz auf, der die zu große Verbtheit der Hanswurstspäße herausfällte und im ‚Bernardon‘ eine verfeinerte Hanswurstfigur schuf, aber an der Stegreifkomödie festhielt, wobei er besonders von Weiskern unterstützt wurde, der bei Kaiser Joseph in hoher Gunst stand, weil er alle seine Rollen höchst anständig und bereits scharf charakterisierend gab. Später kam er als geachtetes Mitglied und Regisseur an das Hoftheater und machte sich sogar als gediegener Topograph bestens bekannt. Aber die Wendung mußte endlich kommen und sie kam. Philipp Hafner wurde der Schöpfer des Wiener Volksstückes und schrieb die ersten regulären Komödien. Gottsched, der gelehrte Leipziger Professor, war mit der berühmten Neuberin schon früher in Deutschland als Kämpfer auf den Plan getreten. In Wien wirkte Magister Heyden in seiner Broschüre energisch für die vollständigen Stücke. Der Sachse Christian Altmann, der in Wien die Wochenschrift ‚Die Welt‘ herausgab, setzte sich ebenfalls für die in Deutschland bereits zur Herrschaft gekommene Richtung ein. Hofrat Tobias Freyherr von Gebler, selbst Verfasser zahlreicher bürgerlicher Schauspiele, unterstützte ihn, der mächtigste Streiter in diesem Kampfe für den guten Geschmack war jedoch der geniale Sonnenfels, dessen würdige Neulenschläge die ganze improvisierte Komödie denn auch schließlich zertrümmerten. Natürlich galt es nun, gute und zugkräftige Stücke an Stelle des ausgetriebenen Hanswurst zu setzen. Im In- und Auslande tauchten dramatische Dichter mit mehr oder minder Glück auf, befruchteten unsere Produktion und lieferten Stücke für unsere Theater. Auch die heimischen Poeten blieben nicht zurück. Der hochbegabte Myrenhoff produzierte zahlreiche Bühnenwerke, der junge Matschly machte sich als Dramatiker bemerkbar, der freimütige, leider im Jänner dieses Jahres verstorbene Mautenstrauch lieferte gute Lustspiele. Gebler's Schauspiele kamen endlich zur Aufführung, Sie selbst, Schikaneder, haben ja auch wirksame Farceen und Singspieltexte geschrieben.“
 „Kleinigkeiten, nicht der Rede wert, aber es wird schon Besseres kommen.“
 „Ei, Bescheidenheit, Direktor?“ lachte der Schauspieler, „die ist man bei Ihnen wahrlich nicht gewohnt. Doch weiter, mein Bruder Christian Stephanie bereicherte das Repertoire unserer Bühnen wahrlich auch mit manchem guten Stücke.“
 (Fortsetzung folgt.)

Wunderkind.

Novellette von Max Tren. (Nachdruck verboten.)



„Acht! Komm mal sofort herauf!“
 „Gleich, Onkel!“
 Aus dem lärmenden Kinderschwarm auf dem kleinen, von hohen Häusermauern umschlossenen Hofe löste sich ein etwa achtfähriger Knabe und eilte in das Haus. Mit großen Schritten sprang er vier Treppen in die Höhe, riß dann atmlos eine Tür auf, stürzte in das Zimmer und rief:
 „Da bin ich, Onkel! Was soll ich denn?“
 Dann aber erschrak er fast. Der Onkel, ein alter, hagere Mann von etwa fünfzig Jahren, war nicht allein. Im Zimmer befand sich ein Gast, ein elegant gekleideter älterer Herr mit bleichen, müden Gesichtszügen. Prägend ließ dieser seine Augen über den eben eingetretenen kleinen Wilsing gleiten, dessen blühend schönes, kluges Gesicht bei dem so unerwarteten Anblicke des Fremden noch röter geworden war.

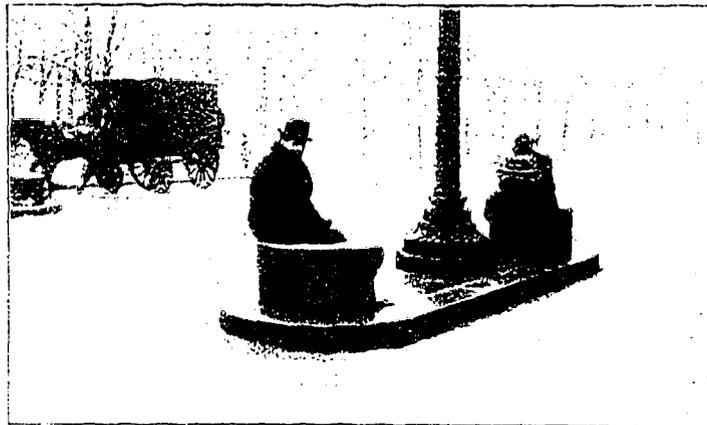


Ein ortsmittles Wägenautomobil. Phot. Kiefer & Co., München. (Mit Text.)

„Der Herr,“ so nahm der Onkel das Wort, „hat dich neulich auf deiner Geige spielen hören. Er möchte dich jetzt gern noch einmal hören.“

„Ich will aber nicht! Ich will mit den andern Jungen spielen!“ entgegnete Karl trotzig.

„Das kannst du ja nachher, mein Junge“, sagte der Fremde mit kühler, ruhiger Stimme und legte seine Hand auf das blonde Lockenhaupt des Knaben. „Sieh mal, ich will heute nacht von



Neue Eisbänke auf dem Champs Elysees in Paris. (Mit Text.)

hier abreißen, und da hätte ich keine Zeit mehr, dich zu hören.“

Karl sah den Sprecher groß an. Was ging denn den sein Geigenspiel an? so mochte er wohl denken. Da könnte ja schließlich jeder kommen und könnte ihn vom Hofe wegholen, damit er hier zur Geige griffe! Als aber jetzt der Onkel wiederholte. „Spiele uns doch etwas vor, Karl!“ da langte der Trostkopf doch nach der Geige. Mit kindlich herausfordernden Blicken sah er den Fremden an, als er den Bogen ansetzte, als nun Ton um Ton dem Instrument entquoll, bald weich und träumerisch, bald frisch, fest und lebendig.

Der Fremde aber hatte keine Augen für Karl; er sah nicht, er hörte nur. Das Haupt in die Hand gestützt, die Augen geschlossen, die Lippen fest übereinander geklemmt, so saß er, etwas vornübergebeugt, im Sessel und lauschte den Akkorden, die des Knaben Hand dem Instrumente entlockte. Ebenso still saß der Onkel da, und als Karl merkte, daß ihn die beiden nicht störten, da blickte es in seinen Kinderaugen auf, und schneller, kräftiger ließ er den Bogen über die Saiten gleiten. — Bald wendete er in einem vor ihm liegenden Notenscheit Blatt um Blatt um, bald spielte er frei aus dem Kopf, aber immer waren es köstliche, seelenvolle Töne, die er hervorzauberte. Endlich aber legte er den Bogen beiseite; er schien erschöpft. Wie aus tiefem Traum erwachend, sah der Fremde auf.

„Bravo, bravo!“ jagte er, „bravissimo!“

„So,“ entgegnete Karl, „nun gehe ich aber wieder in den Hof.“

Und eins, zwei, drei war der Wildfang zur Tür hinaus. Bald hörte man vom Hofe her die jubelnde Kinderstimme, froh und hell, und aus ihr heraus hörte das schärfere Ohr den Jubel töplicher, freudiger Kindheit.

Derweil aber wurde oben im Zimmer des Onkels ein gar seltsamer Handel abgeschlossen. Der Fremde, ein Unternehmer, der Karl zufällig hatte spielen hören und auf ihn auf-

merksam geworden war, wollte den Knaben mitnehmen und ihn alsdann in den großen Städten vor dem gebildeten Publikum auftreten lassen.

„Es ist ein Wunderkind!“ sagte er zu dem Onkel, der nach der Eltern frühem Tode den Knaben erzogen hatte.

Der Onkel nickte.

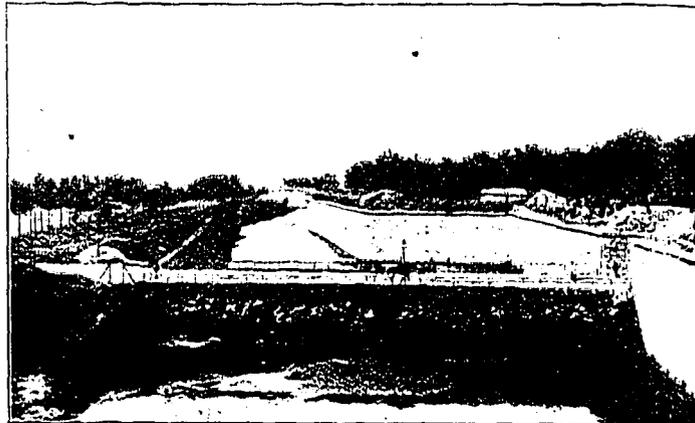
Und dann wurden sie handelseinig. Der Fremde, Signor Rubino, bot Geld, viel Geld.

„Ja, warum sollte man um solchen Preis nicht einen Menschenhandel abschließen dürfen? Topp also — es galt!“

Die Hauptperson bei der Geschichte freilich hatte man gar nicht gefragt, und so war es kein Wunder, daß besagte Haupt-

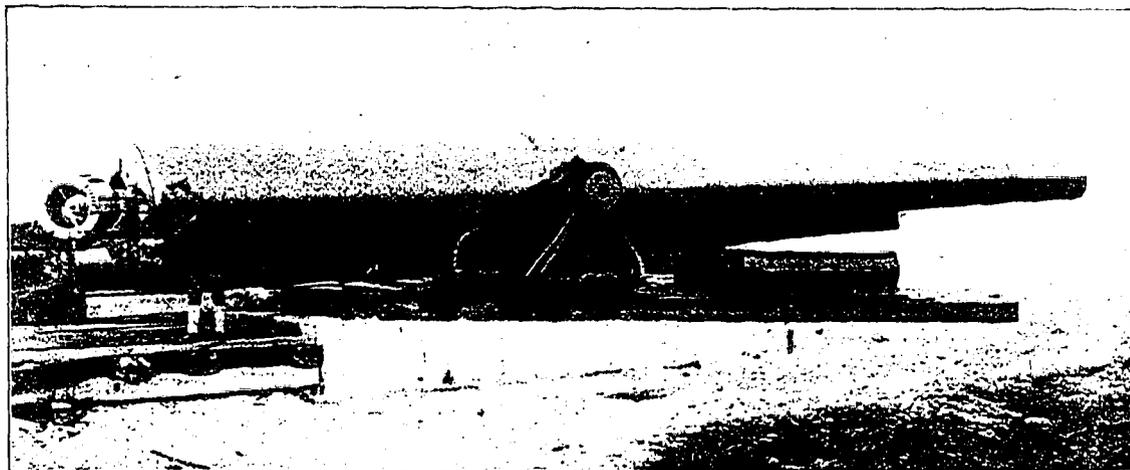


Dr. Martin v. Müller-Kenisch, neuer vrench. Gesandter in Rom. (Mit Text.)
Kochher. E. Wieder.



Zum Verschwinden der Festungswälle von Paris. (Mit Text.)

person, als sie nach einigen Tagen von Signor Rubino zur Reife abgeholt werden sollte, sehr energisch protestierte und sich mit Händen und Füßen dagegen sträubte. Selbst die schönsten Bonbons des Signor und die besten Schmeichelworte des Onkels konnten ihn nicht ändern Sinns machen. — „Ich will nicht wegfahren!“ tobte Karl. „Ich will im Hofe spielen!“

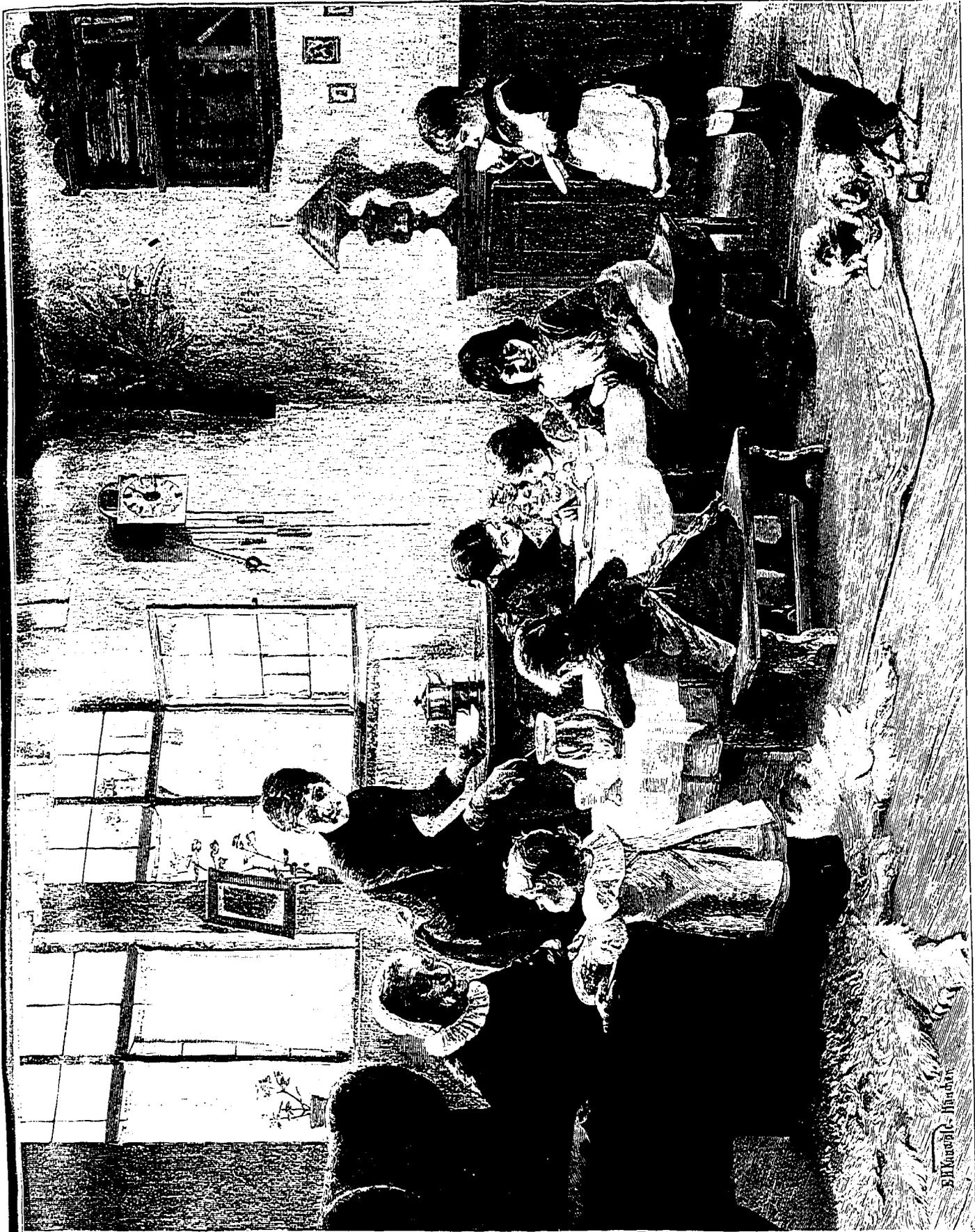


Die größte Kanone der Welt zum Schutz des Panamakanals. (Mit Text.)

Aber schließlich mußte er doch nachgeben und, halb erschöpft vom Weinen und Schreien, wurde der kleine Blondkopf in ein Eisenbahnabteil gepackt — erster Klasse natürlich — und vorwärts ging die Fahrt. — Bald schlief Karl in den weichen Pol-

freilich von anderen Dingen: von Lorbeeren, von Beifallsfalben, von Gold, recht vielem Golde.

Im Zimmer des Doktors aber stand der alte Kreisphysikus Doktor Romberg, sah ihn mit seinen durchdringenden Augen



Keine Gäste. Gemälde von E. Hirschler-Kunwald, München. (Mit Text.)

fern ein. — Signor Rubino betrachtete ihn wie jelig lächelte ihm frisches, blühendes Gesicht im Schlafe! Gewiß träumte er von seinem Hofe, von seinen Kameraden, von seinen Kinderweilen. Und bald träumte auch Signor Rubino. Der träumte

an und sagte vorwurfsvoll: „Schämen Sie sich, Kost, daß Sie einen solchen Menschenhandel eingehen konnten! Wissen Sie, was Sie tun? Sie bringen das Kind um die schönste Zeit seines Lebens, um seine Kindheit!“

„Sollen denn aber seine Talente nicht ausgebildet werden?“ fragte der Onkel zögernd.

„Bapperlapapp! Damit hat's noch lange Wege! Der Junge hat Talente, große Talente, das ist wahr, und Sie als sein Erzieher sind vor Gott und Menschen verpflichtet, diese Gaben auszubilden! Auszubilden, merken Sie sich das, aber nicht auszubilden! Wenn ein Kind Talente hat, so sind allerdings die Mündheit und die Jugend dazu da, diese Talente zu fördern, aber nicht im Laufschrift, sondern hübsch langsam! Nachher, wenn dann einer erwachsen ist, hat er Zeit genug, mit seinen Gaben vor der großen Welt zu glänzen und Kapital daraus zu schlagen; er hat Zeit genug, und vor allen Dingen, er hat die Kräfte dazu! Die hat aber so ein Kind nicht, das geht meist elend zugrunde dabei! Seht Sie doch an, die Wunderkinder! Wie sehen Sie denn aus! Krank und bleich und übermüdig und — pah! was weiß ich! Aber das weiß ich, daß es eine Sünde und Schande ist, wenn Eltern und Vormünder ihren Kindern und Schutzbefohlenen ihre Jugend rauben; die kann ihnen nachher keiner wiedergeben! Adieu!“

Strahlend fiel die Tür in das Schloß. Der Onkel aber zählte die blanken Goldstücke nach, die er von Signor Rubino erhalten hatte. Und dabei nickte er mit dem Kopfe.

Karl sollte zum ersten Male öffentlich auftreten. Er war doch besangen, als er nun vor dem tausendköpfigen Publikum stand, und die Tränen wollten ihm in die Augen treten. Mein Gott! Das sah doch hier so ganz anders aus, als daheim in seinem Hofe! Lauter gepuzte Herren und Damen, Hunderte von Lichtern, ein Gesumme von Stimmen — beinahe fing Karl an zu zittern. Da stand aber auch schon Signor Rubino neben ihm, und nun machte Karl eine einstudierte, steife Verbeugung, das Publikum klatschte, und Karl hörte ganz deutlich, wie einige dicht vor ihm sitzende Damen zueinander sagten:

„Ach Gott, welch entzückendes Kind!“

Und nun nahm dieses „entzückende Kind“ seine Geige, Signor Rubino setzte sich an den Konzertsüßel, um zu begleiten, und dann ging das Spiel los. Mäuschenstill wurde es im Saal; aller Augen hingen gebannt an dem Knaben, der so sicher und fest den Bogen zu führen wußte.

„Ein Wunderkind!“

So flüßerte man sich zu, als Nummer eins des Programms zu Ende war. Und Karl hörte das wieder, und ein seltsames Gefühl kam über ihn. War er denn wirklich etwas Besseres als Peter und Trise und Hames, seine Kameraden daheim, die er doch so sehr geliebt hatte? Ja freilich, jetzt hatte er ein prächtiges Samtkostüm an, tadellos neu, während die andern zu Hause mit Löchern in den Hosen herumliefen, und er spielte hier vor seinen Leuten, wo der Duft von Patschuli und Klang-Klang zu ihm aufstieg, und er bekam Beifall und Komplimente zu hören, während die zu Hause auf dem Sandhaufen spielten und höchstens einmal, wenn sie gar zu laut wurden, ein Donnerwetter des gestrengen Herrn Hausverwalters zu hören bekamen.

Es mußte doch wohl ein Unterschied zwischen ihnen sein!

Und dann spielte Karl sein Programm weiter. Und als endlich das Konzert zu Ende war, da wollte das Beifallklatschen nicht aufhören. Immer und immer wieder mußte Karl vortreten und steife, ungelente Verbeugungen machen.

„Ach, ein reizender Junge, wie süß!“ hörte er sagen.

Dann kam Signor Rubino zu ihm und sprach: „Du hast deine Sache vortrefflich gemacht, Carlo“ — er sagte nämlich immer „Carlo“ zu ihm — „nun müssen wir noch ein kleines Abendessen mitmachen. Herr und Frau Kommerzienrat Schulke haben uns eingeladen; die Equipage wartet draußen auf uns. So etwas kann man nicht ablehnen; komm, Carlo!“

„Ich will aber schlafen gehen!“ rief er. „Ich will nicht essen!“

Von der ganzen Rede des Signor hatte er nur das Wort „essen“ verstanden, alles übrige war ihm sehr gleichgültig gewesen. Und da er nicht essen wollte, so war ihm also auch das gleichgültig und — er protestierte.

„Aber Carlo,“ meinte Signor Rubino beschwichtigend, „du kannst ja noch so lange schlafen. Du weißt ja, wir stehen hier vor zehn Uhr nicht auf, und wenn du willst, kannst du noch länger liegen bleiben.“

„Ich bin aber zu Hause um acht Uhr zu Bett gegangen!“

Karl glaubte damit einen großen Trumpf ausgespielt zu haben; Signor Rubino aber blieb kühl.

„Ja, zu Hause!“ sagte er, „zu Hause! Das war auch etwas anderes als hier! Hier in der Residenz lebt man anders als bei dir daheim!“

Schließlich gab denn Karl nach, und man fuhr zu Kommerzienrat Schulke. Und da wurde nun der arme Junge mit Essen und Trinken und Süßigkeiten vollgestopft, alle Damen reichten ihm

die Hand, einige küßten ihn sogar trotz seines Sträubens, und endlich mußte er die Geige nehmen und etwas zum Besten geben. Er war wie berauscht; er wußte gar nicht, was er spielte; der Bogen glitt über die Saiten wie rasend, und wie rasend klatschte man nachher Beifall.

Von Hand zu Hand wanderte Karl; alle betrachteten ihn neugierig und erkaunt wie ein Wunder, und als er endlich, lange nach Mitternacht, im Bett lag, da konnte er lange den Schlaf nicht finden. Alle seine Sinne waren fieberhaft erregt, sein Gesicht glühte, seine Pulse klopften. Das scheue Kinderauge hatte einen Blick in die große Welt getan, die ihm noch lange hätte verhüllt bleiben sollen.

Am andern Tage brachten die Zeitungen große Besprechungen über Karls Konzert; in langen Spalten wurde er gelobt, und auch der Unternehmer wurde gelobt, der dieses „großartige Talent“ entdeckt hatte.

Signor Rubino schickte einige Blätter an den Onkel. Und der wieder zeigte die lobenden Besprechungen triumphierend dem alten Kreisphysikus. Dieser aber las und las, rückte seine goldene Brille hin und her und meinte trocken:

„Ich finde darin gar nichts, was mich freuen könnte. Das einzige, was mich gekrenkt hätte, wäre gewesen, wenn ein oder den neunmal Klagen Herren, die da so gelehrt über A und B und C moll abhandeln, geschrieben hätte, daß so ein dumme Junge nicht in den Konzertsaal, sondern auf den Spielplatz gehört! Und damit basta! Adieu.“

Und hinaus war er.

Einige Jahre waren vergangen. In den Anschlagssäulen von Karls Heimatstadt prangten große Plakate.

Eingeweichte aber wollten wissen, daß Carlo Kost eigentlich Karl Kost heiße und ein Neffe des alten Kost sei, der früher in einer engen Straße vier Treppen hoch gewohnt habe, der aber seit etwa drei Jahren eine bessere Wohnung im eleganten Stadtviertel bezogen hatte. Das sprach sich natürlich herum, und dauerte es gar nicht lange, bis das Hotel, in dem Karl mit Signor Rubino wohnte, von Neugierigen umlagert war, unter denen Karls frühere Spielgenossen das größte Kontingent stellten.

„Ob er uns noch kennen wird?“ fragte Peter Lange.

„Wie mag er jetzt wohl aussehen?“ flüßerte Hans Schröder.

„Ich habe ihn immer gern gehabt“, äußerte Jochen Stiller.

So schwirkten die Stimmen durcheinander. Da plötzlich stürzte der Hotelportier heraus, pfiß nach einer Droßche, und gleich darauf traten ein älterer Herr und ein blasser, bleicher, emüdet aussehender Knabe in das Portal.

„Du, soll das der Karl sein?“ fragte Hans Schröder.

„I wo, Schafskopf! Der Karl hatte rote Backen und war freundlich und nett, aber der sieht ja aus, als ob er morgen sterben wollte, und der hat für uns keine Augen!“ entgegnete Peter Lange.

„Aber Peter,“ meinte Hans wieder, „s ist doch der Karl Kost! Ich kenne ihn an der Narbe am Kinn! Weißt du noch, da er mal beim Schlittensfahren vom Schlitten gestürzt und gegen einen Prellstein geschlagen.“

„Ach, Hans,“ entgegnete Peter, „du bist doch zu dumm! Diese Zierpuppe da sollte Karl sein?“

„Ja, ja, er ist es doch!“

„Na, das wollen wir gleich mal sehen!“ sagte Peter entschlossen, trat an den bleichen, auf die Droßche wartenden Knaben heran, bot ihm die Hand und sprach: „Guten Tag, Karl!“

Erkaunt ließ der Angeredete seine großen, müden Augen über die verwildert aussehende Knabengestalt Peters hinwischen. Statt seiner antwortete der fremde Mann: „Was willst du Durche?“ Signor Carlo Kost ist kein Umgang für dich!“

Peter aber stemmte die Arme in die Seite und meinte: „Ne, ich werde doch einen alten Spielkameraden begrüßen dürfen!“

In diesem Augenblick fuhr die Droßche vor. Die beiden stiegen ein, und dahin ging die Fahrt. Mein Wort hatte der fremde Knabe gesprochen, nur hochmütig hatte er die Achseln gezuckt und Peter angesehen, als habe er sagen wollen: „Wer bist du, daß ich mich mit dir gemein machen sollte?“

Peter aber brummte: „Mit dem spiele ich in meinem Leben nicht wieder; das ist eine falsche Nase geworden!“

Mittlerweile war die Droßche in einer Straße der Vorstadt angelangt. Vor einem hübschen Hause hielt der Wagen still. Die beiden stiegen aus, gingen zwei Treppen hinauf und standen vor einer Tür. „H. Kost, Rentier.“ So stand daran.

Die Tür wurde, nachdem man geklingelt hatte, geöffnet, und gleich darauf standen sich Onkel und Nefse gegenüber. Aus den Flügen des Onkels sprach doch eine leise Bestürzung, als er Karls eiskalte Hand erfaßte und die zarte, franke Gestalt vor sich sah. War das der frohe, muntere Knabe, der vor etwa vier Jahren von hier abgereist war, auf dessen Wangen damals Gesundheit und Frohsinn gethront hatten? Dieser blasse, frühere

Knabe, in dessen Augen ein unheimlicher Glanz loderte, aus dessen Zügen eine schleichende Krankheit sprach, war das denn wirklich dasselbe lebensfrohe, übermütige Kind, dessen helle Stimme ihm noch heute in den Ohren klang?

Endlich sagte sich der Onkel und sagte:

„Ich freue mich, dich wiederzusehen, Karl! Wie geht es dir?“

„Ich danke, gut.“

„Gefällt dir das Reisen?“

„O ja, sehr gut.“

„Nächstens willst du, wie ich gehört habe, nach St. Petersburg?“

„Zawohl.“ Der Knabe machte eine ungeduldige Bewegung mit der Hand. Aber der Onkel bemerkte es nicht.

„Wie lange wirst du denn dort bleiben?“ fragte er wieder.

Da fuhr Karl fast heftig auf: „Ich bitte dich, lieber Onkel, nicht so viel zu fragen. Das macht mich nervös!“

Und Signor Rubino warf ein: „Signor Carlo ist etwas leidend. Man muß schonungsvoll mit ihm umgehen.“

Schüchtern entgegnete der Onkel: „Dann schiene es mir aber doch das Beste, wenn mein Nefse eine Zeitlang überhaupt keine Konzerte gäbe, sondern sich gehörig ausruhte.“

„Das verstehst du nicht, Onkel“, antwortete Karl und fuhr sich mit der schmalen, durchsichtigen Hand über die Stirn. „Ein Künstler wie ich hat keine Ruhe, darf keine Ruhe haben, sonst geht man über ihn zur Tagesordnung über.“

„Aber wenn du krank bist.“

„Ich bin nicht krank, nur nervös, furchtbar nervös! Es wird dann auch besser sein, Onkel, wenn du nichts mehr sprichst: das Sprechen macht mich erst recht nervös!“

Der Onkel nickte. Ein großes Schweigen entstand. Karl stützte den Kopf in die Hand, während der Onkel ihn bedauernd ansah. Sollte damals der alte Kreisphysikus doch recht gehabt haben?“

Nach einer Weile erhob sich Karl.

„Wir müssen gehen“, sagte er zu Signor Rubino, „ich habe noch einige Nummern durchzuspielen.“

Dann trat er auf den Onkel zu und bot ihm die Hand. „Nimm es nicht übel“, sprach er, „wenn ich so schweigsam bin; aber meine Nervosität — mein Gott, mit der muß man eben rechnen!“

Dann wandte er sich zum Gehen. In der Tür fragte er noch:

„Du kommst doch zu meinem Konzert, Onkel? Ich spiele war lauter schwerverständliche Sachen, von Vieuxtemps, Rode und andern, — aber — nun ja, du wirst doch kommen?“

Der Onkel nickte. „Ich komme, lieber Karl.“

Signor Rubino und Karl gingen. Unten wartete die Droßke noch, sie stiegen ein und fuhren zum Hotel zurück.

Da aber standen die Jungen noch immer; sie hatten entschieden viel Geduld und wenig zu tun. Sie hatten sich inzwischen vom Portier die völlige Gewißheit verschafft, daß Carlo Kost in der Tat Karl Kost heiße, und nun wollten sie den alten Spielkameraden begrüßen. Als Karl ausstieg, drängten sie sich an ihn heran, der aber ging ihnen schon aus dem Wege.

„Pi done“, sagte er zu Signor Rubino, „diese Kalunken!“

Und schnell schritt er in das Portal des Hotels. Draußen aber standen die Jungen und sahen sich verwundert an.

„Er spricht französisch!“ meinte Peter.

„Er ist sehr gelehrt geworden!“ bestätigte Hans.

„Aber von uns will er nichts mehr wissen, die falsche Klage!“

gröhlte Peter.

Der Abend war gekommen.

Gedrängt voll war der Konzertsaal. Die haute volée des Tages wollte es sich nicht nehmen lassen, ihren berühmten Landsmann, das Wunderkind Karl Kost, zu hören. Seine Kunst sollte ja geradezu eine phänomenale sein. Und so etwas durfte man sich natürlich nicht entgehen lassen. Aber als nun Karl auf das Podium trat, sah man ihn verwundert und bedauernd an.

„Der arme Junge“, hieß es, „sieht so krank aus!“

„So überangestrengt!“

„Er sollte sich schonen!“ flüsterte eine Dame ihrem Nachbar zu.

Dieser aber — es war kein anderer als Kreisphysikus Dr. Romberg — entgegnete: „Er hätte geschont werden sollen, meine Gnädigste! Jetzt ist da nichts mehr zu schonen! Das sind hypochondrische Züge, und wenn man mich morgen etwa zu ihm rufen würde so würde ich nicht vergessen, ein Totenschein darunter in die Tasche zu stecken.“

Verstohlen sah ihn die Dame an: er aber schwieg und sagte kein Wort mehr. Und nun fing der jugendliche Geiger an zu spielen. Den Blick auf sein Instrument gesenkt, stand er da und entlockte seiner Geige weiche, wehmütige Töne. In der Tat, es war nicht zu leugnen: das war Musik, echte, wirkliche Musik! Das waren keine Dilettantenkunststückchen, kein eingelernter Parodietraum, sondern in diesen Tönen lag die Offenbarung des Genies. Entzückt lauschten alle dem wunderbaren Spiele des Knaben, der so ruhig und sicher weiter spielte, und seine Umgebung

vergessen zu haben schien. Es war eine Paraphrase über ein deutsches Lied, was er spielte; hin und wieder klang das Thema durch, bis es am Schlusse voll abgegeben wurde. Und hier stand der zwölfjährige Künstler auf dem Höhepunkt seines Könnens. Diese Musik war eine Sprache, die aus dem tiefsten Herzen kam; diese Melodie griff auch wieder an die Herzen der Zuhörer:

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit“

„Klingt ein Lied mir immerdar.“

„O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,“

„Was mein einst war!“

Mit einem schrillen Ton brach plötzlich der Künstler ab. Und dann raste sein Bogen wild über die Saiten, zügellos, ohne Takt, ohne Harmonie —

Erstaunt sahen sich die Zuhörer an. Sie sahen, wie Signor Rubino bestürzt vom Klavier aufstand und an Karl herantrat.

„Was machen Sie denn, Signor Carlo?“ fragte er, „die Nummer ist ja zu Ende!“

Der Geiger hörte nicht; er spielte weiter, ebenso rasend, ohne Rhythmus, wilde, schreiende Mißakorde.

„Sie müssen aufhören, Signor Carlo“, flüsterte Rubino.

„Das Publikum wird ungeduldig! Man zischt, man stampft mit den Füßen! Sie lassen ja die entsetzlichsten Disharmonien hören!“

„Aber jener hörte nicht auf — Das Publikum zischte.“

„Will er uns zum besten haben?“ „Virtuosenwahnsinn!“

„So klangen die Rufe. Signor Rubino versuchte, dem Knaben die Geige zu entreißen. Er griff nach dem Instrument, aber im selben Augenblick sank er, von der Hand des jungen Künstlers geführt, die Geige auf seinen Kopf nieder, so daß sie in tausend Splitter zerbrach und Rubino halb bewußtlos zurücktaumelte.“

Ein Angstrufen entstand im Publikum. Da sprang ein alter Herr auf das Podium; es war der Kreisphysikus Dr. Romberg.

Er eilte auf Karl zu, der erschöpft in einen Sessel gesunken war. Man folgte allen Bewegungen des Arztes.

„Ich bitte“, sagte Doktor Romberg, nachdem er Karls Puls gefühlt hatte, „daß Sie sich geräuschlos entfernen. Der Geiger Karl Kost ist plötzlich irrsinnig geworden!“

Nach an demselben Abend brachte man Karl in eine Irrenanstalt. Und nach kurzer Zeit ist er hier gestorben, gestorben ganz in der Nacht des Wahnsinns.

Man hat dem Wunderkind einen prächtigen Leichenstein gesetzt. Als ob der eine Entschädigung wäre für das verlorenene Leben!

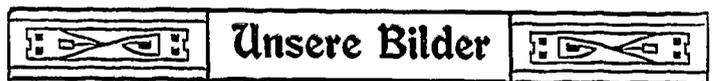
Aber in Karls Heimat spricht man noch immer viel von dem großen Geiger Karl Kost, und manche Eltern wünschen, daß ihre Kinder auch solche Wunderkinder werden möchten.

„Die Narren!“ sagt Doktor Romberg, wenn er so etwas hört.

Hausfrieden.

Kein reiner Glück ist dir bechieden, Dort draußen ist ein toben Eilen,
Als nach des Tages wirrem Tum Das Beste bleibt nur halb bestellt,
In deines Hauses Abendfrieden, Hier innen darfst du nichts mehr teilen,
In treuem Herzen auszuruhn! Dein eigen ist die ganze Welt!

August Zitterstein.



Das Mammut. Kein ausgestorbenes Säugetier ist so gut bekannt wie das Mammut (*Elephas primigenius* Blumenb.). Sind doch von ihm ganze mit Haut und Haaren bedeckte Kadaver eingefroren im Eise Sibiriens gefunden worden. Dazu kommt, daß es ein Zeitgenosse des Diluvialmenschen war und neben ihm zur Eiszeit Europa bewohnte. Diese Eiszeitmenschen waren als Jäger scharfe Beobachter der umgebenden Tierwelt und verstanden es in meisterhafter Weise, die umgebende Lebewelt abzubilden. Unter den vielen Abbildungen, die sie uns hinterlassen, befinden sich auch zahlreiche Mammutbilder. Nach dem nun, was jene Bilder zeigen und was das sibirische Eis wohlbewahrt auf uns kommen ließ, hat unser Künstler versucht, ein Bild des Tieres zu entwerfen. Wir sehen einen Elefanten, der aber im Gegensatz zu seinen lebenden Artgenossen einen dichten Pelz trägt, Hals, Brust und Bauch schmückte noch eine besonders lange Mähne, von den Baden hing ein langer Bart herab. So war das Tier trefflich gegen das eisse Klima seiner Zeit und Heimat geschützt. Eine weitere Anpassung an die Kälte zeigte sich in dem kleinen, fast ganz im Pelz versteckten Ohr und dem kurzen, am Ende mit einer Quaste besetzten Schwanz, der sogar an der Wurzel eine Verdickung trug, eine Afterklappe, die den mächtigen After vor Abkühlung schützen sollte. Einen weiteren Unterschied zu dem lebenden Elefanten stellen die mächtigen, an der Wurzel nach außen, an der Spitze einwärts, aufwärts und rückwärts gedrehten Stoßzähne dar. Das Tier war ein Tier der Lundra und sein sibirisches Wohngebiet keineswegs kälter, als es heute dort ist. Man hat in seinen Zähnen die gleichen Gräser gefunden, die noch heute in Sibirien wachsen, so daß sein Aussterben in vorgeschichtlicher Zeit wunderbar und bis heute unerklärt ist.

Das Wüstenautomobil. Zur Ausführung größerer Wüstenfahrten pflegte man sich bis jetzt fast ausnahmslos des Kamelles als Reittier zu bedienen. Nunmehr hat die moderne Technik ein den Verhältnissen in der Wüste angepaßtes Automobil geschaffen, das nicht nur eine bedeutend höhere

Geschwindigkeit besitzt als das schnellste Kamel, sondern das auch eine weit größere Tragfähigkeit und Widerstandskraft aufzuweisen hat als das sprichwörtliche „Schiff der Wüste“. Dazu kommt noch, daß jenes Aebelbesinden, das am besten mit der Seckanttheit verglichen werden kann und das den Touristen bei einem längeren Kamelritt nur zu leicht zu befallen pflegt, in Wegfall kommt. Die Hauptschwierigkeit für den Techniker bot die Konstruktion der Räder, denn diese mußten von außerordentlicher Widerstandskraft sein, durften im Wüstenlande nicht einsinken und mußten, im Hinblick auf längere Touren, eine gewisse Sicherheit gegen unerswertere Reparaturen darbieten. Die Räder sind von diesen Gesichtspunkten aus sehr groß konstruiert und mit starkem, eigens gegerbtem Büffelsfell überzogen. Das Automobil, dessen Erfinder ein in Kairo ansässiger Engländer, Mister Hoobrev Lallan, ist und das bei den Eingeborenen großes Aufsehen erregt, unternimmt zurzeit Probefahrten in der Umgebung der Pyramiden von Gizeh und gab in dem dahinterliegenden schwierigen Wüstengebiet schon verlässliche Proben seiner Brauchbarkeit.



Ein Gemütsmenschen.

„Konstantin, heute ist mir schon fast täglich die Erinnerung an Anna rauf, um mein Geld zu erhalten. Ich meine, Sie hätten mir endlich ein bißchen Entgegenkommen zeigen!“
 „Warten wir, Teufelchen, warten wir. Nächste Woche zieh' ich weiter.“

Neue Stühle auf dem Champs Elysees. Dieser Bild zeigt die von der Pariser Stadtverwaltung eingeführten Stühle auf dem Champs Elysees. Dieselben befinden sich auf den Rettungsinselfen der Champs Elysees und dienen den Personen, die den einen Straßenübergang glücklich überdritten haben, dazu, sich ein wenig von den Strapazen zu erholen.

Dr. Martin v. Hinder-Jenisch, der neue preussische Gesandte in Rom. Der Nachfolger des Herrn v. Jagow ist der Sohn eines Hamburger Senators und ein Neffe des Fürsten Bülow: er hat den Kaiser mehrfach auf Auslandsreisen begleitet.

Zum Verschwinden der Festungswälle von Paris. Der Magistrat von Paris hat nun endgültig die Abschaffung der Pariser Festungswälle beschlossen, und zwar sollen dieselben, die im Jahre 1840 errichtet worden sind, in Parkanlagen und Spielplätze umgewandelt werden.

Die größte Kanone der Welt zum Schutz des Panamakanals. Das Riesengeschütz ist das erste einer ganzen Reihe gleicher Geschütze, die alle zur Verteidigung des Panamakanals und der übrigen Befestigungswerke der Vereinigten Staaten bestimmt sind. Seine Länge beträgt 17 m, der Durchmesser 1 1/2 m, das Kaliber 70 cm. Für einen Schuß werden 576 Pfund rauchloses Pulver verbraucht, alles Pulver sind jedoch 1176 Pfund notwendig. Die Schußweite beträgt 21 englische Meilen. Hierbei wird eine Höhe von ungefähr 10 000 m erreicht. Das Gewicht dieses Kolosses ist 130 Tonnen.

Kleine Gäste. Die uralte Großmama hat immer noch gern, wenn sie junges Leben um sich sieht. Deshalb läßt sie sich von Zeit zu Zeit von ihrer Enkelin eine ganze kleine Gesellschaft einladen, die dann mit Schokolade und Kuchen reich bewirtet wird. Je kleiner die Gesellschaft an Größe und je größer an Zahl, desto mehr Spaß macht es der alten Dame, die in ihrem altmodischen Lehnstuhl mit den beiden Seitenbuden ganz beweglich wird, wenn sie mit so einem kleinen zutraulichen Maß schäkern kann. Auch sonst ist für Unterhaltung mancherlei Art besorgt. Da gibt es große Väder mit vielen Bildern, die eifrig studiert werden. Da sind die niedlichen jungen Mädchen, deren zierlichem Spiel man zuschauen kann. Kurzum, so geringeliebene Gäste die Kleinen bei der alten Großmutter sind, so gern kommen sie selbst immer wieder, wenn es heißt: Lieschens Großmama lädt uns zu Gast.

Allerlei

Aus dem Geschäftsleben. „Weshalb lachen Sie denn nicht, wenn der Chef einen Witz macht?“ — „Ich hab's nicht nötig — ich tret' Samstag aus.“
Kündigungsgrund. „Warum kündigen Sie denn eigentlich, Anna?“ — „Weil jetziger Schatz ist Briefträger, und da will er jeden Abend nicht auch noch zu mir herauf vier Treppen laufen!“
Resignation. „Nachtwächter: „Seit zwei Stunden sehe ich Sie hier auf der Treppe sitzen: worauf warten Sie eigentlich?“ — Herr (resigniert): „Auf Tauwetter; ich habe meinen Hausschlüssel im Schnee verloren.“

Der berühmte Chirurg Volkman in Halle besaß ebensoviel Güterherzigkeit wie operatives Genie. Als Beispiel für die erste Eigenheit möge folgendes Erlebnis gelten. Eine arme Frau hatte sich von Volkman operieren lassen. Höchst verlegen zog sie ihren Beutel und entnahm demselben einen Hundsmarktschein, den sie auf des Operateurs Tisch legte,

worauf sie sich dankend entfernte. Bevor sie die Tür erreichte, rief ihr Volkman nach: „Galt, liebe Frau, wollen Sie denn nicht warten, bis ich Ihnen auf Ihren Hundsmarktschein herausgegeben habe?“ Dabei steckte er der armen Frau einige Goldstücke in die Hand und schob sie, ohne ihre Entgegnung abzuwarten, rasch zur Tür hinaus.

Hunde als Philosophen. Schopenhauer sagt, die Tiere empfinden das Leid schwerer als der Mensch, weil ihnen die Einsicht über die unabweidbare Notwendigkeit abgeht. Das mag im allgemeinen richtig sein, aber es gibt Fälle, in denen es doch nicht zutrifft. Namentlich bei den Hunden kann man es beobachten. Bekanntlich zählen die Hunde zu den treuesten und anhänglichsten Tieren. Erwählt sie ein Mensch zu seinen Genossen, so knüpft bald ein inniges Freundschaftsband beider Herren zusammen. Der treue Hund folgt stets den Fußstapfen seines Herrn, teilt mit ihm Freude und Schmerz, und wenn der Herr stirbt, trauert er mit ihm. Diese Trauer steigert sich bei einem besonders innigen Freundschaftsverhältnis zwischen Hund und Herrn zu einem großen, unüberwindlichen Schmerz. Es gibt Hunde, namentlich kleine, mischrasige, die bei dem Tode ihres Herrn ihre ganze Lebensfreudigkeit verlieren und langsam dahinsiechen. Diese Behauptung ist nicht etwa aus der Luft gegriffen, sondern sie stützt sich auf Tatsachen. Aber es gibt auch Hunde, die in der Trauer um einen geliebten Herrn Mäßigung zeigen. Das gilt namentlich von größeren, edelrasigen Tieren. Auch sie werden vom Tode ihres Herrn sehr erschüttert, wachen kümmerlich an seiner Bahre, besuchen sein Grab und machen den Versuch, die Leiche anzuharren, aber sie kommen bald zur Einsicht, daß sie sich mit der Tatsache abfinden müssen und kehren wieder fröhlich zu den Lebenden zurück. S. W.

Gemeinnütziges

Die gelben Eier an toten Raupen

sind die Kolons der Schlupfwespe. Die Raupen legen keine Eier, sondern die Schlupfwespe bohrt ihren Legestiel in die Raupe des Kohlwesplings und legt dabei ihre Eier in die Raupe ab. Sie bald entschließen den Eiern die Larven, kleine gelbe Maden, die sich von den Säften der Raupe nähren; sie hüten sich aber wohlweislich, den Darm ihres Wirtes zu verletzen. Die Raupe scheint keinen Schmerz zu empfinden, denn sie frisst ruhig weiter. Ist aber die Zeit gekommen, daß sie sich verpuppen will und erkrümmt sie zu diesem Zweck Äste oder Mauern, so durchstößt sie die inzwischen bis 5 mm lang gewordenen Maden die Haut der Raupe, die weiß, eine Raupe dann natürlich schnell zusammen schrumpft und stirbt, während die gelben Maden sofort anfangen, sich einzuspinnen. Es ist erstaunlich, wie viele davon oft in einer einzigen Raupe schmachtet. Es mögen deren durchschnittlich einige dreißig sein. Die gelben Kolons überwintern, ohne Schaden zu nehmen, und im Frühjahr entschlüpfen daraus die Schlupfwespen. Es sollten deshalb die gelben Kolons, die man im Winter an Wänden und in den Ritzen der Bretteräume sieht, gesammelt und nicht zerdrückt werden, wie es gewöhnlich geschieht, damit die meisten Schlupfwespen nicht vermindert werden.



Abb. 1. Schlupfwespenkolons an einer toten Raupe.



Anagramm. Was mit zwei Silben wird genannt. Das füttert du oft in der Wand. Das erste Lautwort umgedreht. Dann wird's zu einem Ganggerät. Julius Falä.

Auflösung.

N	U	N	O
U	K	A	S
N	A	S	S
O	S	S	A

Schachlösungen:

Nr. 71. D g 3. f 1-g 3. L d 4 etc.

Nr. 72.

1.	d 4.	f 1-g 3	2.	S f 4	≠ usw.
1.	.....	S g 3	2.	S e 3	usw.
1.	.....	L b 2	2.	S e 3	usw.
1.	.....	L a 3	2.	S b 4	usw.

Ein kleines Weisheitswort mit reizenden Varianten.

Problem Nr. 76.
 Von E. Ferber, St. Amarin.
 (Schweizer Schachzeitung.)
 Schwarz.

8									
7									
6									
5									
4									
3									
2									
1									
	A	B	C	D	E	F	G	H	

Weiß.
 Selbst-Matt in 2 Zügen.

Wichtige Lösungen:

Nr. 61. M. Würter in Tüben.
 Nr. 66. B. Kochschenther in Nordheim.
 Nr. 70. C. Candidus in Frankfurt.
 H. Feder in Bernweiler.
 Nr. 72. S. Schamberger in Wöhring.

Auflösungen aus voriger Nummer:
 Des Homonymus; Ester. — Der Charakter; Feier, Zaar, Feiertag.
 Des Bilderrätsels: Was ist das Letzte im Leben? — Die Hofmama!